Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 48. Posen, den 2. Dezember. 1883.

Ein Unglückstag.

Allerlei Szenen aus einer Häuslichkeit.

Von Ernst Leuthold.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ein Apotheker! Sehr schmeichelhaft in der That. Soll ich Dir von seinem ersten Debut erzählen? Also, der Gierschner aus Fritsdorf kommt mit einem Rezept —

„Der Fuhrmann, der die kranke Tochter hat?"

„Derselbige. Ich hatte unten zu thun und dem Jungen eingeschärft, mich zu rufen, wenn jemand käme. Was thut der liebenswürdige Jüngling? Er sagt großartig „kommen Sie in einer Stunde wieder" und schickt den Kerl fort. Wie findest Du das?"

„Aber nein!" — die junge Frau schrie fast auf — „das ist doch arg. Der Gierschner hat so wie so ein fürchterliches Mundwerk, und wenn der uns schlecht macht, gehen die Fritsdorfer nach Kronsthal in die Apotheke; dahin haben sie's auch nicht weiter. Ich werd' dem Gierschner nur ein Glas Bier geben, wenn er wiederkommt und sei Du auch recht nett, Otto! Nein der Junge!"

„Glaubst Du, daß Mama und er noch Lust haben werden?"

Sie mußte lachen. „Du bist ein schrecklicher Mensch, Otto. Was hast Du ihm gegeben? Nux vomica? Sag mir's doch, Alter!"

„Ich hab' Dir's ja schon gesagt, ich hab' ihm gar nichts gegeben. Kann ich dafür, wenn er hinter meinem Rücken Honig löffelt? Und wenn er dann zwei Liter Milch trinkt?"

„Oh Gott, Arthur, und zwei Liter Milch. Zu schlecht bist Du."

„Thut Dir 's kleine Brüderchen so leid?"

„Dem wird es nichts schaden. Aber daß Mama sich so abängstigt, thut mir nur leid."

„Mir thut 's ja auch leid. Aber sieh' mal, die Mama hat einen Unglückstag prophezeit. Nun hat sie recht gehabt, das wird sie trösten."

Indessen war Clementine mit ihrem Briefe fertig geworden. Von der Vergiftungsgeschichte hatte sie nichts gehört, und nichts ahnend setzte sie sich in die Fliederlaube, nahe bei der Gartenthür und dachte — an was, an wen? An den jungen Arzt, den Doktor Hermanns. Wenn der Leser, oder die scharfsichtige Leserin aber meint, sie hätte Maßliebchen oder Akazienblätter zerzupft, „er liebt mich, liebt mich nicht" gemurmelt — und sich schon auf eine zarte Gemüthsschilderung gefaßt macht, d. h. die Augen schließt, dann irrt er oder sie sich. Wie eine „in süßer Liebesträumerei versunkene Maid" sah das junge Mädchen auch durchaus nicht aus. Die Brauen zogen sich fast zusammen über den klarblickenden grauen Augen, die Zähne drückten sich ganz energisch auf die Unterlippe und die Finger ihrer Rechten übten im Prestissimo-Triller auf der Tischplatte. Dann stützte sie wieder den Kopf auf und murmelte fast unbewußt: „Wenn ich's ihm nur zeigen könnte. Er bildet sich sonst gar noch ein — —" Sie schrak auf, als sie Schritte hörte. Der Doktor kam vorüber, zufällig sah er sich noch einmal um und trat grüßend in die Laube.

„Nicht in der Kirche?"

„Nein. Guten Morgen übrigens."

„Ach so, ja, guten Morgen. Wie geht's?"

„Danke."

„Ist die Taufe gut bekommen?"

„Sehr."

„Wir waren doch riesig vergnügt."

„O ja."

„Sie sind ja heut so einsilbig. Gar nicht so lustig wie sonst, gnädiges Fräulein."

„So bin ich ja immer, Herr Doktor. Ich fahre übrigens sehr bald fort."

„Was, Sie wollen fort? Ach nicht doch."

„Ja, ja. Hier geht's jetzt ohne mich und Mama und Vater haben Sehnsucht. Bin ja schon fünf Wochen hier."

„Sie werden schon noch etwas zulegen. Wie geht's im Hause? Alles munter?"

„Sehr. Willi soll die Nacht sehr artig gewesen sein und die anderen sind sehr vergnügt."

„Was macht Skultorr? Hat er viel zu thun?"

„Das müßten Sie doch am besten wissen."

Der Doktor lachte etwas verlegen. „Ich, wieso? er hat ja so viele Aemter."

„Leider ja. Sehen Sie, Herr Doktor, Ihr Vorgänger hat schlecht gehandelt; er war ärgerlich, daß überhaupt eine Apotheke hierher kam, denn früher hatte er auch selbst dispensirt. Und das hat er später leider auch noch gethan. So war Otto gezwungen, noch allerlei zu betreiben, wenn er existiren wollte. Aber es ist ihm immer schwer angekommen. Nun sind Sie hier. Jetzt ist es schon besser geworden; ich hab's beobachtet, es kommen etwas mehr Rezepte ein."

„So, Fräulein? Haben Sie das beobachtet?"

„Ja. Sie denken doch nicht etwa" — sie sah ihn mit ehrlicher Entrüstung an — „mein Bruder hätte mich beauftragt?"

„Nein, o nein."

„Sie müßten wirklich mehr verschreiben. Wenn Sie auch nicht recht daran glauben, die Leute glauben aber daran. Thun Sie's doch!"

„Da Sie mich so schön darum bitten."

„Herr Doktor!" Der Ton war so unzweideutig, der Blick so voll Empörung. Eine peinliche Pause entstand. Dann raffte Clementine ihren ganzen Muth zusammen und sagte leise: „Ich möchte Sie noch auf etwas aufmerksam machen. Frau Amtmann und Frau Gutsbesitzer Irner waren neulich so, so taktlos, wenn sie es auch wohl ganz gut meinten. Aber bitte, glauben Sie nur, ich war über diese unzarten Neckereien nicht minder empört, als Sie es wohl gewesen sind. Sie haben zu etwaigen Befürchtungen gar keine Veranlassung. Es ist mir sehr peinlich. Auch um meiner hiesigen Geschwister willen. Da ich nun aber so bald fortgehe, werden derartige Kombinationen wohl aufhören. Und Sie werden es mir hoffentlich glauben: ich bin unschuldig daran."

Unwillkürlich trat er einen Schritt beiseite. Sie machte ihm eine kurze Verbeugung, „Adieu, Herr Doktor!" — fort war sie. Er warf seinen Hut auf den Tisch, fuhr sich mit der Hand durch's Haar und sah so erstaunt aus wie möglich. „Was soll denn das heißen? Sie war ja so sonderbar, pikirt, komisch. Was sollen die alten Weiber gesagt haben? Wenn

ich das noch wüßte! Geneckt — taktlos — kombinirt? Sie ist unschuldig daran? Weiß wahrhaftig nicht, was sie will. Fort will sie? Schade, ist doch eine niedliche kleine Hexe. Läßt mich hier so baff stehen und rauscht davon wie eine Fürstin. Wenn sie Geld hätte? Ach Unsinn, da ist nichts zu holen." — — — —

— — — „Clementine, nimm doch den Kleinen ein bischen. Mich wunderts, daß der Doktor gar nicht kommt!"

„Erwartest Du ihn Elise? Ich hab' ihn schon gesprochen."

„Wo denn?"

„In der Laube."

„Käte, lauf schnell, sieh, ob der Herr Doktor noch da ist."

„Nein!" gellte Käte aus der Laube. Sie war die sogenannte Wilde, zerriß mehr Kleider als die beiden Schwestern zusammen und ging schon gewöhnlich auf den zweiten Sohlen, wenn die der anderen noch heil waren.

„Das ist doch komisch. Und Du siehst auch so sonderbar aus. Einziges Mädchen — hat er Dir einen Antrag gemacht?"

„Aber Elise, mein Gott, wie kannst Du so etwas sagen. Wie kannst Du auf so etwas kommen. Was muß sich denn der Mann denken. Neulich bei der Taufe haben die anderen auch solche Redensarten gemacht. Und weil mir das peinlich war, hab' ich dem Doktor vorhin meine Meinung gesagt."

„Was habt Ihr denn?" kam der Hausherr dazwischen.

„Clementine hat dem Doktor ihre Meinung gesagt; sie ist wirklich nicht klug. Und das hat er natürlich übel genommen und ist weggegangen."

„Das fehlte uns noch; Feindschaft mit dem Doktor; Du bildest Dir wohl ein, er will Dich heirathen?"

„Ich bilde mir gar nichts ein."

„Das wird auch am besten sein. Der geht nach Geld."

„Aber Otto — kam nun die Frau — das sehe ich nicht ein? Er hat sein gutes Brot, und Clementinen hat er entschieden den Hof gemacht."

„Ihr Frauen! Was ihr alles Hofmachen nennt!"

„Beruhige Dich, Bruder. Er wird von mir nicht fürchten, daß ich mir Illusionen mache."

„Aber das läßt man jemanden wohl merken, aber stößt ihm nicht gerade vor den Kopf. Aber Du kennst eben keine Mittelstraße Clementine. Du solltest doch so viel Rücksicht auf mich nehmen und bedenken, daß ich von ihm quasi abhängig bin."

„Sei nur gut Otto," sagte das junge Mädchen matt, „ich habe an Mama geschrieben; morgen fahr' ich weg."

„Unsinn, Du bleibst noch."

„Nein, nein. Aengstige Dich auch nicht wegen des Doktors. Ich hab's ihm gesagt; er wird schon besser verschreiben."

Ihr Bruder legte beide Hände auf ihre Schultern, sah sie durchbohrend an. „Du bist verrückt, geradezu" — sagte er und rannte fort. Immer um das runde Beet herum.

Die Schwägerin kam wieder dazu. „Clementine," sagte sie im Tone der Ueberzeugung, „wenn Du keinen Mann bekommst, bist Du schuld. Mit dem Doktor wär's entschieden 'was geworden. Es thut mir schrecklich leid, daß Du fort willst. Aber unter den Verhältnissen kann ich Dich nicht halten. Sei aber in Zukunft ein klein bischen entgegenkommend. Sieh' mal, Du hast doch kein Vermögen —

„Quäl mich nicht Elise. Und sorg' Dich nicht um mich. Es thut mir furchtbar leid, daß ich solchen Verdruß gemacht habe. Aber es ging nicht anders; sollt ich mir's gefallen lassen, daß er meint, ich wolle ihn angeln? Und nach den Anspielungen, die neulich die anderen machten, könnt' man es ihm gar nicht einmal verdenken." Damit waren vorläufig die Reden abgethan und es lagerte eine Weile dumpfe Stille über dem Hause. Bis die drei Mädchen wieder kamen, mit großem Geschrei alle durcheinander erzählten, daß kein Mensch daraus klug werden konnte, treppauf, treppab rannten, das kleine Kind durchaus abküssen wollten, wogegen es mit energischem Geschrei sich wehrte — kurz, mit einem Male Leben in das Haus brachten.

„Mama, Käte ist nicht mit zu Pastors ins Haus gekommen."

„Ich bin doch im Garten gewesen."

„Mama, Frau Pastor läßt Dir sagen, Du sollst sie recht bald besuchen."

„Mama, der Herr Pastor hat gesagt, er wird der Tante den Text lesen."

„Mama, die Käte hat gar nicht mit der Grete sprechen wollen, und da hat die Frau Pastor gesagt, „laßt sie doch, sie ist sehr unartig," hat sie gesagt."

„Ach Gott, Kinder, ihr seid schrecklich. Die Frau Pastor wird euch gar nicht mehr haben wollen, wenn ihr euch so benehmt."

„Mamachen, wir sind's doch nicht!"

„Seid nur still. Puzel, was macht die Frau Pastor?"

„Sie ist gesund."

„War sie in der Kirche?"

„Nein, sie liegt auf'm Sopha und ist krank."

Puzel, auch die Dicke genannt, befleißigte sich meist einer dunkeln Redeweise.

„Geht, Kinder — bestimmte die Mutter — laßt euch jetzt die Hauskleider geben."

Kleine Mädchen lieben aber den Putz, auch wenn sie auf dem Lande sind. Und so rief die mütterliche Bestimmung, die neuen Schärpenkleider mit den Hausröckchen zu vertauschen, wieder Sturm hervor. Selbst Käte, der das „Inachtnehmen" sonst ein Greuel war, fand sich in dem neuen Kleide zu schön, als daß sie es hätte ausziehen wollen, wenigstens nicht ohne ein paar Thränen, die sie immer auf Lager hatte. „Käte zieht nur an der Strippe und die Schleuse ist offen" pflegte der Papa zu sagen.

„Otto, — sagte die junge Frau traurig zu ihrem Manne — „ich hab' so darüber nachgedacht. Wie wird das mit uns werden? Mein Bruder verschlägt uns die Kundschaft; Deine Schwester beleidigt den Doktor, und unsere Kinder bringen uns noch mit Pastors auseinander. Das seh' ich kommen. Was soll dann hier aus uns werden! Sie sind doch der einzige Umgang, von denen man etwas hat, Du kannst doch ein Wort mit ihm reden, denn er ist doch ein geistreicher Mann. Und für die Kinder ist's solch hübscher Verkehr. Aber unsere Käte ist neidisch, kannst mir's glauben, Otto!"

„Was Du auch immer mit der Käte hast; sie ist mir doch lieber, als die Grete, die kleine Drahtpuppe." Der Apotheker war ein gerechter Mann, aber Käte war doch sein Liebling.

Mittlerweile lag Arthur in sehr unglücklicher Stimmung auf dem Sopha. Die ausgestandene Angst und das körperliche Unwohlsein hatten ihn niedergebeugt. Und noch war er nicht ganz sicher, ob er von seinem Schwager nur mystifizirt worden war, oder ob er wirklich Gift im Leibe habe. Leise war seine Mutter hinausgegangen, um ihm etwas zu holen, wie sie gesagt hatte.

„Großmutter," was hast Du denn da?" hörte er draußen ein Brummstimmchen fragen. Das war Puzel.

„Thee, mein Kindchen."

„Wie der riecht!" Das war Mimis Stimme.

„Großmutter, für wen ist denn der?"

„Euer Onkel Arthur ist krank."

„Das ist ja Fliederthee — gellte Käte — hoho Fliederthee." Und sie fing an ein fatales Liedchen zu schmettern, „koch, koch Fliederthee." Aber sie kam nicht zu Ende. Eine schlafrockumflatterte Gestalt packte sie bei den Schultern, rüttelte sie und schüttelte sie vor Wuth. Sie erschrak so vor den funkelnden Augen, dem blassen Gesicht, in das die wirren Haare hinein hingen, daß die gewohnte Keckheit sie verließ. Laut aufschreiend stürzte sie nach rückwärts und prallte gerade an das Dienstmädchen an, die mit einem Tablett voll Geschirr eben die Treppe hinabsteigen wollte. Eine Szene folgte, die eine gewöhnliche Stahlfeder nicht annähernd beschreiben kann. Eine Zeichenfeder in Wilhelm Busch's Händen allein könnte ein Bild davon geben. Und auch kein ganz zureichendes. Denn wenn auch die zerschlagenen Teller und Schüsseln, das rathlose Gesicht der dummen Magd, die überkugelnden Kinder, die mit Recht entrüstete Hausfrau, die von dem Lärm herbeigelockten Hausbewohner, der kläffende Hund und die gekrümmten Rückens dastehende Katze, versinnlicht werden können — von dem Lärm, der dabei entstand, vermag auch der genialste Zeichner keine

Vorstellung zu geben. Käte weinte zuerst, ging crescendo in Heulen über und steigerte sich bis zum Brüllen; Hanne, die Magd, zeterte, daß sie es nicht gewesen sei; die Großmutter wollte Erklärungen hören, wie es eigentlich gekommen sei, sie habe nur auf ihre Tasse gesehen, und ihr sei es unerklärlich — niemand antwortete ihr, und sie sah rathlos und außer Athem in die halbgeleerte Tasse, die sie noch immer in der Hand hielt. Die beiden kleinen Mädchen schrien dazwischen „und da ist die Käte gekommen — und da habe ich gefragt — und da hat die Großmutter gesagt — und da hat der Arthur — und da hat die Hanne — und da — und da — und da" bis der Vater sie am Arm nahm und forterpedirte und wenigstens Mimis Diskant und Puzels Brummalt verstummten. Frau Elise hatte eben neben ihrem Manne gestanden, als der Krach erfolgte. „Um's Himmelswillen!" hatte sie aufgeschrien. „Da wird wohl etwas verbogen!" war ihres Mannes Antwort gewesen. Er hatte gleich den meisten Männern ein sehr mangelhaftes Verständniß für derartige häusliche Katastrophen, und schaute auch jetzt mit philosophischem Gleichmuth auf den Trümmerhaufen. „Oh Gott, meine feinen gemalten Teller — — meine große Gemüseschüssel — meine Saucièren!" jammerte die junge Frau.

„Weib, geliebtes! es ist ja bloß Porzellan, das kriegt keine Beulen," suchte ihr Mann zu beschwichtigen.

Frau Elise war sonst ihres Mannes dankbarstes Publikum, aber diese Bemerkung ihres gleichmüthigen Gatten verfehlte ihre Wirkung. Sie war im Gegentheil dem Wassertropfen vergleichbar, der, statt den Brand zu löschen, die Flammen nur höher schlagen macht.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Entwickelungsgeschichte der Kindesseele.

Von Dr. Otto Zacharias.

Seitdem uns durch Charles Darwins epochemachende Forschungen die Tragweite des Evolutionsprinzips zu klarstem Bewußtsein gebracht worden ist, hat unsere Auffassung des Verhältnisses von Ursache und Wirkung, unser Begriff von Causalität auf organischem Gebiete, insofern eine bedeutende Modifikation erfahren, als wir nun den hohen Grad des Einflusses würdigen gelernt haben, den die körperliche und geistige Konstitution der Voreltern auf die Nachkommenschaft — auf Kinder, Enkel und Großenkel — und noch weiter ausübt. Jedes organische Individuum, es sei Thier oder Mensch, ist das Produkt seiner Erzeuger, und es erbt von letzteren nicht bloß die allgemeine Körperstruktur, sondern auch speziell Anlagen und Neigungen. Das domestizirte Kaninchen wird in Folge der permanenten Gefangenschaft, in der es lebt, zahm; der Hund in Folge seines beständigen Umgangs mit dem Menschen gelehrig. Der Jagdhund lernt sogar apportiren, und alle diese Fähigkeiten vererben sich weiter.

Auch am Menschen findet das Gesetz der Vererbung seine Bestätigung. Die Seele des neugebornen Kindes gleicht nicht der berühmten tabula rasa des Philosophen Locke, welche erst durch die Hand der Erfahrung beschrieben werden muß, sondern lange vor der Geburt schon ist jene Seelentafel mit unsichtbaren Zeichen, den Spuren von Inschriften bedeckt, welche längst vergangene Generationen darauf zurückgelassen haben. Der Sensualismus, wie er in der englischen Erfahrungsphilosophie des vorigen Jahrhunderts zum Ausdruck kam, findet durch neuere Beobachtungen seine endgültige, wissenschaftliche Widerlegung. Die Entwickelungsgeschichte der Kindesseele liefert uns einen positiven Beweis dafür, daß die Fähigkeit zum Empfinden, Denken und Wollen angeboren ist und nicht etwa erst durch Sinneseindrücke erzeugt oder geweckt wird. Kein Mensch ist ein bloßer Emporkömmling, der durch eigene Erfahrung allein seine Psyche zur Entfaltung brächte; vielmehr muß jeder durch sie die vererbten Anlagen, die Reste der Erfahrungen und Thätigkeiten seiner Ahnen ausbilden und wieder beleben.

Was ist nun im Kinde als angeboren und ererbt, was ist als erworbenes geistiges Besitzthum anzusehen? Die Beantwortung dieser Frage hat nicht blos ein physiologisches, sondern auch ein ganz allgemeines philosophisches Interesse. Sehen wir zu, was uns die aufmerksame Beobachtung lehrt.

Angeboren ist dem Kinde zunächst und vor Allem die Beweglichkeit seines Rumpfes und seiner Gliedmaßen; es krümmt und reckt sich, es bewegt Arme und Beine, spreizt die Finger, spitzt den Mund, wendet die Augäpfel hin und her, übt die Stimme und macht noch eine Anzahl anderer Bewegungen, die man als impulsive, d. h. als solche bezeichnen kann, die ohne äußere Anlässe zu Stande kommen. Bei diesen Bewegungen ist das Großhirn ganz unbetheiligt; die Impulse dazu scheinen vielmehr von den motorischen Ganglienzellen des Rückenmarks auszugehen. Während der Säuglingszeit vermindern sich diese Bewegungen immer mehr und beim Erwachsenen kommen sie höchstens noch im traumlosen Schlafe vor.

Eine andere Art von Bewegungen, zu denen das Kind die Fähigkeit auch gleich mit auf die Welt bringt, sind die sogen. Reflexbewegungen. Hierzu gehört das Schlucken und Niesen. Diese Bewegungen sind sehr merkwürdig, weil sie eine angeborne komplizirte Koordination vieler Muskeln benöthigen. Die Reflexempfindlichkeit der Nasenschleimhaut ist eine rein erbliche Eigenthümlichkeit, ebenso die der Lippen und der Augenlider. Von Professor Preyer ist beobachtet worden, daß die Reflexmaschinerie, d. h. die Fähigkeit, auf einen gegebenen Reiz mit einer Bewegung zu reagiren, beim Kinde ihre volle Ausbildung mit Regelung der Athmungsthätigkeit erhält. Die Uhr, die vorher zwar schon aufgezogen ist, kommt dann erst in richtigen Gang. Die Reflexbewegungen der Neugeborenen sind darum von großer Bedeutung für die seelische Entwickelung, weil durch ihre häufige Wiederholung das harmonische Zusammenwirken vieler Muskeln als Mittel, Schädliches und Unlusterregendes abzuwehren, vervollkommnet und so die Willensausbildung ermöglicht wird. Zu den Reflexaktionen gehört auch das Spreizen der Zehen, welches man wahrnimmt, sobald man ein Kind an der Fußsohle kitzelt; ebenso das Lachen, welches aus demselben Grunde erfolgt. Das Erschrecken kleiner Kinder bei starken Schalleindrücken, das Zusammenfahren derselben bei rascher Annäherung eines Gegenstandes u. s. w. ist auch auf Reflexthätigkeit zurückzuführen.

Eine dritte Art von angeborenen Bewegungen sind die instinktiven, welche (wie die Reflexaktionen) gleichfalls nur nach gewissen sensorischen Erregungen, aber nicht mit der typischen Gleichförmigkeit der Reflexe hervortreten. Sie sind auch innerhalb gewisser Grenzen modifizirbar und es ist wohl schwer zu entscheiden, ob eine Handlung rein instinktiv oder zum Theil beabsichtigt ist. Ein gutes Beispiel für typische instinktive und angeborene Bewegungen beim Menschen ist das Saugen. Beim Hühnchen muß das Scharren und Picken, sowie das Sich-Schütteln und -Putzen als rein instinktiv gelten. Alle diese Bewegungen haben ein Ziel, einen ausgesprochenen und deutlich wahrnehmbaren Zweck, sie sind aber dennoch unbewußt und mechanisch, nicht gewollt. Wenn das soeben aus dem Ei geschlüpfte junge Huhn über sandiges Terrain läuft, so muß es — in Folge des Reizes, den der Sand auf seine Fußsohlen ausübt — scharren, nicht weil es ein Bewußtsein davon hat, daß durch das Scharren ein Getreidekorn entdeckt werden könne, sondern darum, weil alle seine Vorfahren zahllose Generationen hindurch auf diese Weise ihre Nahrung gesucht und gefunden haben. Der Scharrmechanismus ist vererbt und wird rein instinktiv in Bewegung gesetzt. Dabei soll keineswegs in Abrede gestellt werden, daß das Hühnchen, wenn es älter geworden ist, nicht auch absichtlich den Sand auseinanderkratzen und Körner suchen könne. Bestritten wird nur, daß das kleine, eben erst aus dem Ei geschlüpfte Thierchen

aus angeborener Intelligenz so handele, wie wir es handeln sehen.

Instinktiv sind unzweifelhaft auch die Greifbewegungen, welche der Säugling schon in der 17. oder 18. Woche seines Lebens macht. Die geistige Entwickelung beginnt mit diesen Versuchen das Wahrgenommene zu er- und begreifen, und es ist kein Zufall, sondern tief begründet, daß wir das letztgenannte Verbum auch in der Bedeutung des lateinischen intelligere und cognoscere gebrauchen. Professor Preyer in Jena, dem wir neuere Untersuchungen über das Werden und Wachsen der Kindesseele verdanken, hält aber nicht blos das Saugen und Greifen, sondern auch das Sitzen, Stehen, Kriechen, Springen, Klettern und Werfen für überwiegend instinktive Bewegungen. Zur Begründung seiner Ansicht hebt er hervor, daß ein Kind, welches Niemand habe rutschen oder klettern sehen, dennoch unfehlbar sich auf diese Weise fortbewegen werde, wenn man ihm nur die Freiheit lasse, es zu thun. Merkwürdiger Weise führt ein anderer Naturforscher, nämlich A. R. Wallace, in einer Abhandlung über Instinkt bei Menschen und Thieren, das Gehenlernen gerade als Beweis für seine Ansicht an, daß der Mensch keinen angeborenen Instinkt besitze. Das Gehen, sagt Wallace, sei augenscheinlich abhängig von der Anordnung der Knochen und Gelenke und der angenehme Gebrauch der Muskeln, welche zum aufrechten Gange führe, werde allmählich der wohlthuendste. So könne wenig Zweifel darüber herrschen, daß ein Kind von selbst laufen lernen werde, auch wenn es von einem wilden Thiere aufgezogen würde. Das ist die Ansicht des berühmten Mitentdeckers der Selektionstheorie. Wie mich dünkt, ist dieselbe im Prinzip nicht von derjenigen Prof. Preyers verschieden. Denn da „die Anordnung der Knochen und Gelenke“ beim Kinde zweifellos als vererbt anzusehen ist, so ist sicherlich auch der primitive Gebrauch dieser Körpertheile beim Rutschen und Kriechen als aus der gleichen Quelle entstammend zu betrachten. Es läuft demnach auf einen bloßen Wortstreit hinaus, wenn wir sagen Romulus und Remus hätten sich „instinktiv“ am Fell der sie säugenden Wölfin festgehalten und aufgerichtet, oder wenn wir, den Ausdruck Instinkt vermeidend, das Gehen und Stehen als „einfache, sich aus der Organisation von selbst ergebende Akte“ bezeichnen. Man muß die detaillirten Ausführungen Prof. Preyers hierüber selbst nachsehen. („Die Seele des Kindes“, Leipzig 1882. S. 147—176.)

Zwei andere Arten von Bewegungen, die aber erst in den späteren Stadien des Säuglingsalters wahrgenommen werden, sind die imitativen und die expressiven. Die erste dieser beiden Bewegungsarten setzt die Thätigkeit des Großhirns voraus, und je nach der langsameren oder rascheren Entwickelung eines Kindes lassen sich solche Imitationen im 7.—9., ja manchmal sogar erst im 10. Lebensmonate nachweisen. Am leichtesten wird das Mundspitzen nachgeahmt; schwerer fällt es dem Kinde schon, wenn es das Geräusch des Pustens oder das Schwingen mit den Armen reproduziren soll. Besonders mächtig sind die imitativen Bewegungen der Sprechmuskeln, und Preyer hat in Bezug auf die hier in Betracht kommenden Verhältnisse ein für den Anthropologen und Linguisten höchst interessantes Material gesammelt, über das sich jedoch nicht auszugsweise referiren läßt.

Ueber das Mundspitzen ist zu bemerken, daß dasselbe auf einer angeborenen und erblichen Erregbarkeit des nervus facialis (des Gesichtsnerven) beruht, die stets hervortritt, wenn die Aufmerksamkeit des Kindes in höherem Grade angespannt wird. Wir können die Beobachtung machen, daß der Säugling sein Spielzeug immer mit Vorliebe an den Mund, resp. an die vorgeschobenen Lippen führt. Diese höchst merkwürdige Gewohnheit, über welche Ammen und Mütter keine Zeit haben nachzudenken, ist auf den altererbten Instinkt der Nahrungsaufnahme, den natürlich schon die ältesten thierischen Vorfahren des Menschen besaßen, zurückzuführen. Der Schluß, daß Alles, was interessant ist, in den Mund gehört, wird unbewußt und instinktiv gezogen; erst später belehrt uns die Erfahrung darüber, daß es noch viele Dinge giebt, die schön und interessant sind, aber doch — in die Mundhöhle gebracht, ein unangenehmes Gefühl erregen. Die Bewegung der Hand nach dem Munde ist seit zahllosen Generationen so fest mit der Vorstellung eßbarer und angenehmer Dinge assoziirt, daß sie stets ausgeführt wird, wenn der Tast- und Gesichtssinn in entsprechender Weise affizirt werden. So finden wir selbst noch an dem Kinde eine Reihe von Merkmalen, welche unseren Ursprung in einer niederen Form bezeugen. Wir müssen — sagt Ewald Hering — wie dem übrigen Körper, so auch dem Gehirn des neugeborenen Menschen ein weitgehendes Erinnerungs- und Reproduktionsvermögen dessen zuschreiben, was schon tausendfach an seinen Ahnen zur Entwicklung kam und vermöge dessen er die zum Leben nöthigen Fertigkeiten, soweit sie ihm nicht schon vollständig angeboren sind, wohl ungleich rascher und leichter erlernt, als es sonst möglich wäre. Nur erscheint das, was wir beim Thiere Instinkt nennen, hier in freier Form als Anlage.

Freilich die Begriffe sind ihm nicht angeboren, aber daß sie aus dem komplizirten Gemische der Empfindungen so leicht und sicher herauskrystallisiren, das verdankt das Kind nicht seiner Arbeit, sondern der vieltausendjährigen Arbeit der Gehirnsubstanz seiner Vorfahren. So hat uns die Betrachtung der Lebensäußerungen des Menschen im frühesten Kindesalter auf die Höhen des philosophischen Denkens geführt und den Beweis geliefert, daß die wahre fruchtbare Philosophie in der Naturwissenschaft durchaus keine Gegnerin, sondern eine Bundesgenossin besitzt.

Eine neue Bacterie. Daß Liebe oft zum Wahnsinn führen kann, oder wenigstens zu Anfällen von Paroxismus, die stark nach Geistesstörung schmecken, ist eine bekannte Thatsache und viele Aerzte haben von Alters her vergebens versucht, diese Krankheit zu heilen. Nach dem „Medical Record“ scheint es, daß die wahre Natur und das Wesen der Krankheit jetzt ergründet ist: es soll einem zu den Koryphäen Kaliforniens zählenden Arzte, der mehrere Jahre lang Leute behandelt hat, welche an „Liebeswahnsinn“ litten, geglückt sein, bei seinen Patienten einen „Liebesparasiten“, bacillus micrococcus, zu entdecken. Er hat diese neue Bacterie durch 20 Generationen kultivirt und schließlich die Bacterie der 20. Generation verschiedenen menschlichen Individuen eingeimpft. Wenn man der oben genannten medizinischen Zeitschrift, die von anerkannten Gelehrten in Opodeldoc herausgegeben wird, Glauben schenken darf, so soll diese Impfung ausnahmslos ihre Wirkung gethan haben, indem die Symptome der Krankheit fast augenblicklich aufgetreten sind. Ein fünfzigjähriger Hagestolz bestellte sich gleich am Tage nach der Impfung einen neuen schwarzen Anzug und ein neues Gebiß, kaufte sich ferner eine Flasche Haarelixir, schaffte sich eine Guitarre an und fing an Byron's Gedichte zu lesen. Aehnliche Symptome traten nach der Impfung bei einer 45jährigen Dame auf. Sie machte bei einem Droguisten einen Einkauf für 20 Dollars, schaffte sich eine Menge neues Haar sammt einer Tornure de Paris und ein Croquetspiel an, begann zu singen „Geliebtes Kind, Du Himmels beste Gabe“, schickte Einladungen zu einem Ball aus und beklagte sich bitterlich, daß die jungen Herren es nicht verständen, Les Lanciers zu tanzen. Es hat sich ferner herausgestellt, daß die Bacterien sehr starke Wirkung auf junge Organismen ausüben. Ein siebzehnjähriger Jüngling, der bei einem Kaufmann in der Provinz in Kondition stand, packte nach der Impfung einen Liter Syrup in eine Düte, warf in einem Anfall von Liebeswahnsinn die Katze in die Buttertonne und ein Stück frischer Butter zum Fenster hinaus. Endlich setzte er sich in einen Korb Eier, um die Photographie eines hübschen jungen Mädchens zu besehen, und darauf wurde er von seinem Prinzipal an die Luft gesetzt. Der Arzt ist noch mit wissenschaftlichen Experimenten in derselben Richtung beschäftigt, um Mittel auszufinden, diese eben so gefährliche wie weit verbreitete Bacterie auszurotten oder unschädlich zu machen!!!

Der 21. November 1783 war der Gedenktag der ersten, durch Pilâtre de Rozier und den Marquis d'Arlandes unternommenen Luftreise. Der bekannte Montgolfier hatte mit Pilâtre de Rozier, dem Direktor des Museums in Paris, im Oktober 1783 einen Luftballon von 74 Fuß Höhe und 48 Fuß Durchmesser konstruirt, mit welchem Ersterer, vom Marquis d'Arlandes begleitet, an dem gedachten Tage im Schlosse la Muette vor einer unzähligen Volksmenge aufstieg. Der mit 6000 Kubikfuß erhitzter Luft angefüllte Ballon kam, nachdem er eine beträchtliche Höhe erreicht hatte, nach 25 Minuten etwa 5000 Toisen von la Muette stark beschädigt zur Erde. Die kühnen Luftschiffer hatten in bedeutender Gefahr geschwebt, da Löcher in den Ballon gebrannt und einige Schnüre, die das Schiff hielten, zerrissen waren. Nur mit großer Lebensgefahr gelang den Beiden das Aussteigen, da das schwache Kohlenfeuer den leinwandenen Ballon nicht mehr emporhielt und dieser nun mit seiner ganzen Masse auf die Flamme stürzte und verbrannte.

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.